

TORSTEN FINK
Der Prinz der Schatten

Torsten Fink

DER PRINZ
DER SCHATTEN

Roman

Originalausgabe

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
für dieses Buch liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Originalausgabe Mai 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2012 by Torsten Fink

Umschlaggestaltung: HildenDesign München

Lektorat: Simone Heller

Karte: © Jürgen Speh

HK · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26856-6

www.blanvalet.de

Apei Ludgar hatte seinen Hut vergessen. Er stand auf der Mitte der Herzogsbrücke, blickte mit verkniffener Miene in den Regen, der schon während der halben Nacht über der Stadt niederging, und Wasser rann ihm kalt aus den Haaren in den Kragen. Die Huren ... er hatte den Hut im Hurenhaus vergessen, weil der Regen, gerade als er das Rote Haus so beschwingt verlassen hatte, einen Moment lang ausgesetzt hatte. Der Vollmond war sogar für eine Weile hinter den Wolken hervorgekommen und hatte die Stadt in bleiches Licht getaucht. Aber dann hatten sich die Wolken wieder geschlossen, und jetzt stand Apei sich in Regen und tiefer Finsternis die Beine in den Bauch und wartete. Vielleicht sollte er zurückgehen, wenn das Geschäft erledigt war, nicht nur wegen des Hutes. Aber die Frage war, ob im Roten Haus dann noch jemand wach sein würde. Andererseits – seine Frau würde nach dem Hut fragen. Sie fragte ihn schon gar nicht mehr, wo er die Abende verbrachte, vermutlich, weil es ihr gleich war, aber nach dem Hut, nach dem würde sie fragen.

Apei Ludgar spuckte missmutig in den Bach, der, angeschwollen vom tagelangen Herbstregen, unter der Steinbrücke hindurchtoste. Wenn das Geschäft heute zum Abschluss kam, konnte er sich jede Menge neue und bessere Hüte kaufen. Natürlich würde er die Stadt verlassen müssen, denn man würde bald viele Fragen stellen. Er würde im Süden ein neues Leben anfangen, auf Inseln ohne Regen, und ohne seine Frau – ein Gedanke, der ihm gefiel. Er ging ein paar Schritte

auf und ab. Warum nur hatten sie als Treffpunkt die Mitte der Brücke vereinbart? Hier gab es nichts, wo man sich hätte unterstellen können, außerdem schützte nur die Nacht vor neugierigen Blicken. Auf der Neustadtseite der Brücke gab es einen Verschlag. Für gewöhnlich saß dort eine Wache, aber in dieser Nacht nicht, dafür hatte er selbst gesorgt. Apei Ludgar zog es zum wiederholten Male in Erwägung, hinüberzugehen und in diesem Unterstand zu warten, aber er hatte einfach zu viel Angst, seine Verabredung zu verpassen. Er hatte seinen Teil erfüllt, und nun wollte er der Gegenseite unter keinen Umständen einen Vorwand liefern, ihn nicht zu bezahlen. Er nieste. Wasser war durch die Nähte seiner alten Stiefel eingedrungen, und jetzt hatte er nasse Füße. Das Gehalt eines Verwalters in einer so armen Stadt wie Atgath war bescheiden. Neue Stiefel würde er sich ebenfalls machen lassen, wenn er endlich, endlich bekommen hatte, was er sich so mühsam verdient hatte.

Er drehte sich um und zuckte erschrocken zurück. Wie aus dem Boden gewachsen stand eine große, dunkle Gestalt vor ihm, keinen Meter entfernt: ein Mann, ein wahrer Hüne. Apeis Herz setzte einen Schlag aus, und dann pochte es schnell und furchtsam. Der andere überragte ihn um mehr als einen Kopf, und der Regen schlug Apei ins Gesicht, als er zu ihm aufblickte. Er kniff die Augen zusammen, aber er konnte nicht mehr sehen als einen dunklen Umriss in der Nacht.

»Wer ...? Ich meine, Ihr seid nicht ... Wo ist Ensgar, der Einäugige?«, stotterte Apei.

»Habt Ihr getan, was vereinbart war, Apei Ludgar?«, fragte der Fremde.

»Natürlich, natürlich«, beeilte sich Apei zu versichern. Er wagte nicht noch einmal zu fragen, wo der andere war, der, der ihm sonst immer die geheimnisvollen Befehle überbracht hat-

te. Der finstere Einäugige erschien ihm jetzt bedeutend harmloser als dieser Hüne. »Seht Ihr hier eine Wache, Herr? Nein, denn ich habe dafür gesorgt, dass sie andernorts ihren Dienst verrichtet.«

»Und in der Burg?«

»Ebenso, Herr, ebenso. Die Mauern sind nicht besetzt, nur die Tore, und mehr könnt Ihr nicht verlangen, Herr, denn wenn niemand an den Toren wäre, das würde doch auffallen.«

»Wir haben auch nicht mehr verlangt.«

»Natürlich nicht, Herr. Ich wollte nur sagen, dass ich mich an unsere Abmachung gehalten habe, Herr, mehr nicht, mehr nicht«, sagte Apei und bemerkte, dass er plapperte. Er versuchte seine Furcht zu unterdrücken, aber es gelang ihm nicht.

»Das war klug von Euch, Verwalter.«

Apei Ludgar fand, dass dieses Lob nicht so beruhigend klang, wie er es erwartet hätte. Er wünschte, die Wolken würden aufreißen, den Mond hindurchscheinen lassen und ihm endlich einen Blick in das Gesicht seines Gegenübers erlauben. »Ich habe eine Menge auf mich genommen, Herr«, stieß er hervor.

»Ihr seid gut bezahlt worden«, kam es kalt zurück.

»Und doch habe ich nichts von dem schönen Silber, wenn man mich in den Kerker wirft, Herr.«

»Das wird nicht geschehen«, sagte die dunkle Stimme gelassen, und Apei fand, dass auch das nicht beruhigend klang.

»Genau, denn ich werde die Stadt verlassen. Sobald Ihr mir gebt, was wir vereinbart hatten, Herr. Schon morgen Nacht, nein, gleich in der Früh bin ich fort. Gebt mir einfach, was mir zusteht. Und nie wird jemand erfahren, was ich für Euch getan habe.«

»Da bin ich sicher«, sagte der Hüne. Er bewegte sich schnell, eine kurze, elegante Geste, beinahe wie eine Verbeugung. Apei

spürte einen Schlag gegen die Brust. Dann hörte er ein ersticktes Keuchen und wunderte sich, weil es so fremd klang, obwohl es doch aus seinem eigenen Mund kam. Er spürte, dass es unter seinem durchnässten Wams plötzlich ganz warm wurde. Sein Herz schien nicht mehr zu schlagen. Das war seltsam. Er fasste sich an die Brust, um sich zu vergewissern, und verstand dann endlich, dass es sein Blut war, das dort heiß aus einer tiefen Wunde strömte. Seine Beine wurden schwach, aber er fiel nicht, ganz im Gegenteil, er fühlte sich plötzlich angenehm leicht. Dann begriff er, dass der Hüne ihn hochgehoben hatte. Das Letzte, was er sah, war das weiß schäumende Wasser des Gebirgsbaches, in den sein Mörder ihn warf.

ERSTER TAG

Morgengrauen

Der Schatten kam von Süden. Er schlich über die Straße den Hügel hinauf nach Atgath. Der Wind hatte gedreht, hatte die Wolken auseinandergetrieben und den Regen versiegen lassen. Die Sichel des Mondes kämpfte sich an der einen oder anderen Stelle durch die Wolkendecke und ließ die nassen Dächer von Atgath in unzeitigem Licht schimmern. Die Stadt lag auf einer Anhöhe über dem schmalen Tal, und dahinter ragten die Berge in die Wolken hinein. Sie war bewacht, schon von weitem konnte der Schatten Fackeln sehen, unruhige Lichtpunkte, jedoch nur in den hohen Türmen, die die steinernen Mauern krönten. Vor der Stadt saßen ein paar Männer an Feuern, die zwischen einigen Zelten und großen, gefällten Baumstämmen brannten. Sie unterhielten sich halblaut und arglos, als der Schatten an ihnen vorüberglitt und lautlos die Mauer erklomm. Der Schatten überwand die Zinnen, keine zehn Schritte von einer ahnungslosen Wache entfernt, die frierend aus einem Turm in die Nacht schaute, überquerte den Wehrgang und verschwand mit einem Sprung in der Dunkelheit. Nur ein dumpfer Laut verriet, dass er sicher auf einem Hausdach gelandet war.

Die Straßen lagen verlassen, und zum kalten Wind, der um die Hausecken strich, gesellte sich der Klang des Wassers, das aus übervollen Regenrinnen auf das Pflaster tropfte.

Der Schatten ließ sich vom Dach fallen, zögerte kurz, als sei er sich über den Weg nicht sicher, und folgte der Straße dann ins Innere der Stadt. Er bewegte sich vorsichtig, doch schnell, unter Wolken, deren Säume schon eine erste Andeutung des Morgengrauens zeigten. Einmal überquerte er eine Straßengkreuzung, gerade als das Mondlicht darauf fiel, und für einen Augenblick wurde erkennbar, dass es sich bei dem Schatten um einen schlanken, dunkel gekleideten Mann handelte. Aber niemand war auf den Straßen, bis der Dunkle schließlich zum Marktplatz, dem Herzen der Stadt, gelangte. Auch dort brannten Wachfeuer und beleuchteten ein dichtes Gewirr von Bretterbuden und Zelten, kleinen Bühnen und Verkaufsständen. Der Schatten hielt inne. Ein anderes Geräusch kam aus der Dunkelheit, langsamer Hufschlag, begleitet vom misstönenden Knarren großer Räder. Der Schatten verschmolz mit der Wand. Kurz darauf tauchte ein Pferd auf, das in gemächlichem Schritt einen führerlosen Kohlenkarren hinter sich herzog. Der Gaul schnaubte, als er den im Dunkel verborgenen Mann passierte, blieb aber nicht stehen.

Der Schatten sah dem seltsamen Gespann eine Weile hinterher, dann verschwand er in einer schmalen Seitengasse, blieb einige Zeit unsichtbar und tauchte kurz als Umriss auf dem Dach eines stattlichen Hauses auf. Er legte sich auf die nassen Ziegel und spähte über den Markt. Dort waren Männer, Wachen, die sich mit einem Mann unterhielten, der einen Besen geschultert hatte. Die Morgendämmerung konnte nicht mehr fern sein, und von irgendwoher aus der Nähe mischte sich der Duft von frischem Brot in die kalte Herbstluft. Von der Burg, die die Stadt als abweisend schwarzer Umriss weit überragte, blinkten vereinzelte Lichtpunkte hinüber. Ein Meer von Dächern lag zu ihren Füßen.

Der Schatten nickte, als habe er nun gefunden, was er such-

te, und schlich davon. Er überquerte das Dach, sprang leichtfüßig über eine schmale Gasse hinweg auf das nächste, und nicht mehr als ein leises Knirschen der Schindeln kündete von seiner sanften Landung. Er bewegte sich schnell und zielstrebig über das Gewirr von Häusern, die, eingeeengt durch die Stadtmauern, dicht zusammen- und bis an die alte Burg herangewachsen waren, die die Stadt überragte. Ihre schwarzen Mauern lagen in der Dunkelheit, und nur in zweien der Türme und vor dem Tor deutete unruhiger Fackelschein auf die Anwesenheit eines Wachpostens hin. Der Schatten schlug einen Weg ein, der ihn fast auf die Rückseite der Burg führte, dorthin, wo sich die wohl schmalsten Häuser der Stadt noch zwischen Mauer und Festung gequetscht hatten, dorthin, wo dieser Wall gemeinsam mit dem Gebirgsbach die Verteidigung der Stadt bildete. Der junge Mann richtete sich auf, griff unter seinen Umhang und wickelte ein langes Seil von der Schulter. Mit einem kaum hörbaren metallischen Klicken entfaltete er die drei Arme eines Wurfankers, nahm ihn zur Hand, betrachtete ihn und murmelte eine leise Beschwörungsformel. Ein Schatten löste sich von seiner Hand, kroch über das Seil und legte sich schließlich über den Anker.

Der Dunkle nickte zufrieden, schätzte die Entfernung ab, schwang das Seil und ließ den Anker fliegen. Der Wurfanker verschwand in der Finsternis, und nur ein gedämpftes Klopfen verriet, dass er zu kurz ging. Der Schwarzgekleidete fluchte leise und rollte das Seil wieder auf. Er versuchte sein Glück erneut, und diesmal fand er sein Ziel. Er zog am Seil, und es straffte sich. Noch einmal spähte er die menschenleeren Straßen entlang, dann sprang er am Seil hinüber zur Mauer und kletterte schnell hinauf. Oben hielt er kurz inne und sah sich um, aber es war keine Wache zu sehen. Er rollte das Seil wieder auf, klappte den Wurfanker zusammen und verstaute ihn

wieder in dem breiten Gürtel, den er unter dem Umhang trug. Ein kurzer Schauer ging nieder, und der Mond verschwand abermals hinter schnell ziehenden Wolken, aber der Mann schien seinen Weg auch im Dunkeln zu kennen. Er lief über den Wehrgang, bis dieser an der Mauer eines vielstöckigen Gebäudes endete. Dann kletterte er über die groben Steinquader der Hausecke hinauf bis zum Dach. Es gab keine Regenrinne, und er brauchte eine Weile, bis er einen Punkt fand, der ihm sicher genug schien, um sich daran hinaufzuziehen. Er duckte sich und sah sich vorsichtig um. Am anderen Ende des Daches entdeckte er das, was einst der höchste Turm, der Bergfried, gewesen war. Doch die Platznot in der Burg hatte die Häuser immer weiter in die Höhe wachsen und näher rücken lassen, so dass er inzwischen nur noch wie ein leicht erhöhter Dachgarten herausragte. Es war keine Wache zu sehen. Der Fremde spähte dennoch lange hinüber, weil er etwas Ungewöhnliches entdeckt hatte. Er wartete, bis der Mond wieder hervorkam und enthüllte, dass es sich bei den plumpen Schatten nicht etwa doch um Wachen, sondern um große Tontöpfe handelte, wie sie manchmal für Zierpflanzen verwendet wurden, nur dass sie keine Pflanzen enthielten. Das ließ ihn zögern. Schließlich tastete er sich aber doch vorsichtig über die moosbewachsenen Schindeln voran. Die alten Schieferziegel knirschten unter seinen Schritten. Der Fremde zögerte wieder, murmelte einige leise Worte, und ein schützender Schatten umhüllte seine Gestalt. Erst dann setzte er seinen Weg fort.

Rund um den Bergfried wurde das Moos plötzlich weniger, und der Schatten hielt inne. Er war nur noch drei Schritte von den Zinnen des alten Turms entfernt, und immer noch blieb alles still. Dann trat er auf den Draht. Eine Explosion zerriss die Dunkelheit mit einem dumpfen Knall und einem violetten Blitz. Dem Fremden blieb nicht einmal Zeit, sich zu

ducken. Die Druckwelle traf ihn und schleuderte ihn über das Dach und auf den Abgrund zu. Er rollte über die Schindeln, suchte verzweifelt nach Halt und stürzte dann über die Traufe. Irgendwie schaffte er es noch, sich am äußersten Rand einer Schieferschindel festzukrallen. Er keuchte eine Beschwörungsformel hervor. Der Schiefer war alt: Er brach unter dem Gewicht, und der Fremde stürzte viele Klafter tief hinab in die Dunkelheit und in den wild schäumenden Gebirgsbach, der unterhalb der Burg entlangtoste.

Morgen

Einige Meilen oberhalb der Stadt kniete Faran Ured am Rand einer Quelle, die frisch zwischen den Wurzeln von Riesebuchen hervortrat. Der Tag begann kalt und klar, und der Wind trieb nur noch wenige zerrissene Wolken vor sich her. Der Herbst hatte sich über die Berge gelegt, ihre gewaltigen Flanken glänzten nass vom Regen, und die Schneegrenze war schon ein gutes Stück hinunter ins Tal gewandert. Das Laub leuchtete, und ein steter Regen von Blättern fiel von den Baumriesen auf den schon dicht bedeckten Waldboden. Faran Ured achtete nicht darauf. Er hielt einen verbeulten Blechteller ins kalte Wasser, vorsichtig, so dass das Wasser hinein-, aber nicht wieder herausströmte. Leise summte er ein Lied, und seine wachen Augen starrten gebannt auf die kleine Wasserfläche, in der sich das rote und gelbe Blätterdach und darüber der blasse Himmel spiegelten.

Das Wasser kräuselte sich, dann nahm es verschiedene Farben an, und plötzlich zeigte es in schneller Abfolge ganz unterschiedliche Bilder: erst Bäume, die ihre Zweige ins Wasser hängen ließen, dann einen dahinschießenden Gebirgsbach, der irgendetwas Dunkles mit sich führte. Faran Ured starrte angestrengt hinein. Sah er dort einen menschlichen Körper? Er verschwand mit dem Bach, und stattdessen erschien eine Kutsche ohne Pferde an einem Weiher zwischen hohen Fel-

sen. Einige Bewaffnete saßen an Feuern ganz in der Nähe. Auch dieses Bild schwand. Der Teller zeigte einen klapprigen Karren an einer Furt, im Hintergrund waren die Türme einer Stadt zu sehen, plötzlich aber zerflossen die Mauern zu Wellen, und dann sah er das weite Meer und eine Galeere mit gelbem Segel, die schnell darüberglitt. Das Meer! Die Stirnfalten des Mannes glätteten sich, sein Summen wurde noch sanfter. »Komm«, flüsterte er, »zeig mir etwas anderes, zeig mir Insel und Haus.«

Die Wasserflächeklärte sich, zeigte wieder den Himmel, spiegelte das breite, offene Gesicht Faran Ureds und fallende Blätter, dann endlich enthüllte es schroffe Felsen, an denen sich die Wellen brachen, und dahinter eine Insel in der Morgendämmerung – ein graugrüner Fleck unter schnell ziehenden Regenwolken, mit gebeugten Kiefern und windgepeitschten Büschen bewachsen. Ein wehmütiges Lächeln spielte um die Lippen des Mannes. Ein Haus war zu erkennen, inmitten der Kiefern, aber plötzlich schob sich ein dunkles Segel ins Bild wie eine finstere Wolke, und das Wasser wurde trüb. Faran Ured änderte den Ton seiner Beschwörung, versuchte es noch einmal, aber jetzt blieb das Schiff in seinem Blickfeld und versperrte ihm die Sicht auf die Insel, die er so dringend sehen wollte.

»Was tust du da, Mann?«, fragte eine raue Stimme.

Faran Ured zuckte zusammen. Das kleine Wasserbild kräuselte sich und zerfloss.

»Ich wette, er wäscht Gold – oder Silber«, sagte eine zweite Stimme.

»In diesen Bergen gibt es kein Gold, Bruder«, sagte Ured, drehte sich langsam um und erhob sich, wobei er sorgsam darauf achtete, dass noch etwas Wasser im Teller verblieb. »Und Silber wird nicht aus Flüssen gewaschen«, fügte er hinzu.

Zwei Männer waren in sein Lager gekommen. Einer, ein graubärtiger Kahlkopf, lehnte an einer der Riesenbuchen und schnitt betont lässig mit einem Schwert Furchen in die Baumrinde. Der andere hockte am Feuer und untersuchte Ureds Habseligkeiten. Er trug eine alte Armbrust über der Schulter.

»Also, was machst du da?«, fragte der mit dem Schwert.

»Ich habe mich gewaschen und gebetet, Bruder. Faran Ured ist mein Name, und ich bin ein einfacher Pilger auf dem Weg nach Atgath.«

Der Graubart strich sich über den kahlen Kopf, wohl, weil einer der zahllosen Tropfen, die schwer aus den Zweigen fielen, ihn getroffen hatte.

»Hast du gehört? Er hat sich gewaschen.«

»Viel hat er nicht«, gab ihm der andere, der den Inhalt des Beutels auf dem Boden ausleerte, zur Antwort. »Ein paar Tiegel und Fläschchen, Salben und Tinkturen vielleicht.« Er öffnete ein Fläschchen, roch daran und warf es weg. Dann wühlte er weiter im Beutel. »Trockener Speck, ein Kanten Brot, Käse, ein bisschen Mehl, ein paar Groschen. Eine Mahlzeit für zwei, mehr nicht.«

»Brot und Speck?«, fragte der Graubärtige. »Ist das alles?«

Faran Ured machte ein freundliches Gesicht, aber er ärgerte sich über seine Unaufmerksamkeit, die ihn in diese Lage gebracht hatte. Sein Messer – nicht dass es ihm viel genutzt hätte – steckte unerreichbar fern in dem starken Ast, neben dem er seine Decke ausgebreitet hatte. Er hielt den Teller ruhig in der Hand und versuchte, seine Gegner einzuschätzen. Die beiden Männer sahen abgerissen aus. Ihre Kleidung war löchrig und mangelhaft geflickt, und ihre Gesichter waren hohlwangig, die Not stand ihnen ins Gesicht geschrieben.

»Nehmt Euch, Brüder, ich habe schon gefrühstückt«, sagte er freundlich.

Der am Feuer gab dem leeren Beutel einen unzufriedenen Tritt. »Du siehst gut genährt aus, Alter, nicht wie einer, der von so karger Kost lebt. Was bist du? Ein Kaufmann? Die Salben, die Tinkturen – sind die wertvoll?«

»Nein, nur Mittel gegen Warzen, Haarausfall und Jucken der Haut, die ich gelegentlich verkaufe oder gegen eine Suppe eintausche. Ich bin nur ein bescheidener Pilger, ein Jünger des Wanderers.«

Der Graubart schnaubte missmutig. »Ein Pilger? Dass ich nicht lache! Ich wette, du bist ein Händler, unterwegs nach Athgath, um beim Jahrmarkt Geschäfte zu machen. Und das heißt, dass du irgendwo unter deiner schönen Kutte eine Menge Silber vor uns versteckst.«

»Silber . . .«, meinte der andere und schien dem Klang dieses Wortes andächtig nachzulauschen. Er nahm die Armbrust von der Schulter, spannte sie und legte einen Bolzen ein.

Sein Kumpan hörte auf, mit seinem Schwert herumzuspiesen, und richtete es drohend auf Ured. »Es ist besser, du gibst es uns freiwillig, bevor wir es dir aus den Rippen schneiden.«

»Aus den Rippen!«, bekräftigte der andere.

Faran Ured seufzte. Die beiden waren nicht so dumm, wie er gehofft hatte. Er hatte tatsächlich einiges an Silber in seinem Gürtel versteckt, neben einigen ziemlich seltenen und kostbaren Kräutern, er dachte jedoch nicht daran, es diesen beiden hergelaufenen Halsabschneidern zu überlassen. Er lächelte freundlich, strich mit der Linken sanft über den Teller und summte eine leise Beschwörung, denn er wollte versuchen, diese Begegnung friedlich enden zu lassen. Ein warmer Wind kam auf, Sonnenlicht tanzte in den leuchtenden Blättern, irgendwo in den Ästen über ihnen schlug hell eine Drossel an. Für einen Augenblick roch es nach Spätsommer – es war, als würde der Morgen sanft auf sie alle herablächeln. Es war eine Einladung,

sich zu vertragen, und das Wenige, was dort am Feuer lag, miteinander zu teilen. »Ich bin nur ein Pilger, wie ich sagte, und Ihr haltet schon alles in den Händen, was ich besitze. Nehmt Euch, was Ihr braucht, ich gebe es gerne.«

»Was rührst du da auf dem Teller herum? Den wirst du uns auch geben. Ist Silber, oder?«, stieß der mit dem Schwert rau hervor, und der andere hob seine Armbrust.

Faran Ured seufzte und änderte die Tonlage seiner Beschreibung. Es hatte wohl keinen Zweck. Die beiden Männer waren zu verzweifelt, um für den Zauber der Freundschaft empfänglich zu sein. Sie kamen näher, langsam, drohend, und Ured sah die Not hinter den finsternen Mienen. Plötzlich knackte es laut zwischen den Riesenbuchen.

»Was war das?«, fragte der eine und blieb stehen, die Armbrust unschlüssig in der Hand.

»Nur ein Ast«, brummte der andere, blieb aber ebenfalls stehen und blickte sich misstrauisch um.

Ein kalter Wind fuhr durch das Herbstlaub, wirbelte ein paar Blätter auf, und tief in der Erde lief ein Knarren durch alte Wurzeln. Der mit der Armbrust fuhr herum und schoss. Der Bolzen zischte durch das Laub und wurde mit einem dumpfen Laut vom Waldboden verschluckt. Einer der Büsche zu seiner Linken bog sich raschelnd unter einem Windstoß, der seltsamerweise alle anderen Büsche zu meiden schien. Das durchdringende Hämmern eines Schwarzspechts klang ganz aus der Nähe heran, und dann wurde es still, totenstill. Nicht einmal ein einziger Tropfen schien noch von den regenschweren Blättern zu Boden zu fallen, und selbst das Murmeln der Quelle schien versiegt. Dann brach ein Ast und fiel dem Mann mit dem Schwert genau vor die Füße. Er sprang mit einem leisen Schrei zurück und hob seine Waffe, aber sein Arm zitterte. Jetzt zog ein eiskalter Windhauch zwischen den mächtigen

Buchen hindurch, und plötzlicher Frost kroch mit einem Flüstern durch das Laub und färbte es weiß.

»Der Boden, er bewegt sich!«, flüsterte der Graubart und ließ sein Schwert fallen, aber er rannte nicht davon.

Der Frost erreichte ihn, kroch seine Beine empor, umarmte ihn. Ured sah das Entsetzen in seinem Gesicht, als die kalte Angst sein Herz zerdrückte. Mit einem Ächzen fiel er ins Laub. Der andere sah ihn mit vor Schreck geweiteten Augen fallen, und auch für ihn war es zu spät. Gelähmt vor Furcht starrte er auf das plötzlich unter seinen Füßen gefrierende Laub und den Raureif, der sich auf seine Armbrust legte und über Hände und Arme den Weg zu seinem Hals fand. Ein erstickter Laut drang aus seiner Kehle, dann sank auch er tot zu Boden.

Faran Ured schüttelte den Kopf und beendete die Beschwörung. Der Frost verschwand ebenso schnell, wie er ihn gerufen hatte, Laub fiel wieder in farbenfrohen Schauern von den Ästen, und die Drossel sang ihr Lied. *Warum ist das Gute immer schwieriger zu bewerkstelligen als das Böse?*, fragte er sich. Das Wasser im Teller war grau, und schwärzliche, ölige Flecken trieben darauf. Mit einer unwilligen Bewegung schüttete er es aus. Auch der Teller hatte sich schwarz verfärbt. Er wusch ihn sorgfältig an der Quelle, aber er blieb stumpf und dunkel. Seufzend stellte er ihn zum Trocknen in die Sonne und kümmerte sich um die beiden Toten. Er legte sie hinter einer Buche ins Laub, fügte dem einen mit dem Schwert eine tiefe Wunde in der Brust zu und schoss dann dem anderen einen Armbrustbolzen in den Unterleib. Auf den ersten Blick sah es jetzt so aus, als seien sie sich gegenseitig an die Kehle gegangen. Ured betrachtete sie kritisch und gestand sich ein, dass es nicht genügte. Er schlitzte einem den Bauch auf, so dass die Gedärme hervorquollen, dem anderen schlug er die Armbrust hart ins

Gesicht. Jetzt sah es echter aus. Den Rest würde die Verwesung erledigen. Die Quelle lag abseits des Weges, Ured hielt es für gut möglich, dass Wochen vergingen, bevor die beiden gefunden wurden.

Er sammelte seine Habseligkeiten ein, suchte vor allem das Fläschchen, das der Wegelagerer so achtlos fortgeworfen hatte, und brummte unzufrieden, als er es halb leer vorfand. Er suchte den Verschluss und wischte die Flasche vorsichtig mit etwas Laub ab, bevor er sie in die Hand nahm und sorgsam verschloss. »Das hätte dir einen schöneren Tod beschert«, murmelte er mit Blick auf den unglücklichen Räuber, der im Laub lag und ihn aus weit aufgerissenen Augen anstarrte. Ein blutrotes Blatt war ihm auf die Wange gefallen und sah aus wie eine klaffende Wunde. Ured steckte sein Messer in den Gürtel. Er war wütend auf sich selbst: Er hatte nicht aufgepasst, und wenn er sich nicht vorsah, konnten selbst solche armseligen Gestalten wie diese beiden Wegelagerer ihm gefährlich werden. Hätte der eine einfach gleich geschossen, bevor der andere Ured angesprochen hatte, würden die beiden jetzt dort unten sitzen und sich sein Silber teilen. Nun, vielleicht stimmte das aus gewissen Gründen nicht ganz, aber die Begegnung hätte noch weit unangenehmer ausgehen können, als es ohnehin der Fall gewesen war. War er so sehr aus der Übung, dass er die einfachsten Vorsichtsmaßnahmen vergaß? Er wusch den Teller noch einmal, wenn auch ohne Erfolg, trocknete ihn sorgsam ab, wickelte ihn in ein Tuch und steckte ihn in seinen Beutel. Teller und Wasser würden ihm vorerst nichts mehr zeigen, nicht nach diesem Zauber. Tod und Magie, das vertrug sich eben schlecht. Er fluchte noch einmal über seine Unachtsamkeit und fragte sich, ob es vielleicht gereicht hätte, die beiden einfach nur zu erschrecken. Aber dann sagte er sich seufzend, dass sie dann sicher irgendjemandem von dieser Begegnung

erzählt hätten, und das hatte er verhindern müssen. Er blickte nachdenklich auf die beiden Leichen und schüttelte den Kopf.

Einst hatte er geschworen, dieses Tal nie wieder zu betreten, aber man hatte ihm keine Wahl gelassen, und nun war er eben hier und konnte nur hoffen, dass es nicht so unglücklich weiterging, wie es begonnen hatte. Er warf sich den Riemen des Lederbeutels über die Schulter und seufzte. Das Wasser hatte ihm wenig genug gezeigt: einen Körper in einem Gebirgsbach, eine pferdelose Kutsche an einem Weiher, ein Schiff auf hoher See. Das alles hing irgendwie zusammen, sonst hätte der Teller es ihm nicht gezeigt, aber noch konnte er das Rätsel nicht lösen. Der klapprige Karren an der Furt, unterhalb jener Stadt, die er dreihundert Jahre lang gemieden, aber sofort wiedererkannt hatte, das war die deutlichste Spur, und er gedachte, ihr nachzugehen. Als er aufbrach, hatte er kurz das Gefühl, als ob er beobachtet würde. Aber er konnte niemanden sehen, also hatte er sich wohl getäuscht.

Heiram Grams schlug die Augen auf und erblickte dicht über seinem Gesicht ein paar gelbliche Blätter, die schlaff am Ast einer Birke hingen. Er schloss die Augen sofort wieder, denn sein Kopf dröhnte, und die Helligkeit des neuen Morgens war schmerzhaft. Er richtete sich stöhnend auf, verfluchte den Zweig, der seine nassen Blätter an seinem Gesicht abstreifte, und blickte sich müde um. Er saß auf der Ladefläche seines Kohlenkarrens, so weit, so gut, aber wo war die Hütte? »Blöder Gaul«, murmelte er, schob sich langsam vom Karren, rutschte auf dem aufgeweichten Boden aus und fiel auf die Knie. Der grobe Sack, auf dem er geschlafen hatte, rutschte nach, und Grams war für einen Moment versucht, ihn ganz herunterzuziehen, auszubreiten und sich daraufzulegen. Er schloss die Augen, denn alles drehte sich. »Schlachten sollte ich dich,



Torsten Fink

Der Prinz der Schatten

Roman

Der Schattenprinz 1

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 544 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-26856-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2012

Ein Assassine ohne Erinnerung ...

Er hat alles vergessen. Er erinnert sich nicht einmal daran, wie er heißt. Doch eines wird dem Namenlosen rasch klar: Der, der er einst war, will er nicht mehr sein. Denn er verfügt über die Fähigkeiten eines Assassinen, und die Vorstellung, jemanden zu ermorden, ist ihm zuwider. Bei den Nachforschungen über seine Herkunft stößt er immer wieder auf eine Gemeinschaft von Mördern, deren Name nur mit Schauern geflüstert wird – die Bruderschaft der Schatten.

Der mitreißende erste Band der neuen Trilogie ...